



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Was wollte Bismarck?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

wie Gramont tat, war, ganz abgesehen von der drohenden Form, ein unglaublicher Verstoß gegen die diplomatische Sitte, der nur einen Sinn hatte, wenn er als Herausforderung zum Kampf gedacht war. Der Ton, der dabei angeschlagen wurde, läßt vollends keine andere Deutung zu: die friedliche Verständigung sollte unmöglich gemacht, der Krieg geradezu erzwungen werden.

Aber, wird man einwenden, war denn nicht die preußische Herausforderung vorausgegangen? War es unter den bestehenden Verhältnissen nicht eine starke Zumutung an die Franzosen, daß sie einen Preußen als König in dem Lande dulden sollten, das sie seit Ludwig XIV. als Trabanten Frankreichs anzusehen gewohnt waren? Hatte diese Kandidatur nicht den Zweck, die erhitzte Stimmung zum Überkochen zu bringen? Hat Bismarck sie nicht eingefädelt, um den Krieg zu entfesseln, den er wünschte und brauchte?

Man hat es oft behauptet, leider nicht nur von französischer Seite. Dennoch ist es falsch. Zwar läßt sich nicht bestreiten, daß er die Kandidatur, als er von ihr erfuhr, unterstützt und mit Nachdruck betrieben hat. Aber sie zur Brandstiftung zu benutzen, wie man ein brennendes Streichholz ins Pulverfaß wirft, kann nicht seine Absicht gewesen sein. Dazu eignete sich dieser Fall gar zu schlecht. Wer konnte denn vorher wissen, daß ihn die Franzosen so begierig aufgreifen würden? Daß die Leidenschaft bei ihnen jede vernünftige Überlegung ersticken würde, war doch weder sicher noch auch nur wahrscheinlich, und vor allem — wir wissen es zufällig ganz bestimmt — Bismarck hat nicht daran geglaubt, er hat die französische Kriegslust unterschätzt und insbesondere dem Kaiser Napoleon den Entschluß zum Kriege gegen Preußen nicht zugetraut. Gerade einen Monat, bevor die spanische Bombe platzte, erhielt er von seinem Botschafter in London, dem Grafen Bernstorff, eine Warnung vor französischen Absichten auf den Rhein. Er wies sie zurück: er wisse, daß Napoleon den Krieg mit Preußen mehr fürchte als einen Kampf gegen die Revolution im Innern. Darin täuschte er sich, aber wenn er so dachte, konnte er keinesfalls annehmen, Napoleon

werde den Krieg aus einem so fernliegenden Anlaß vom Zaune brechen, wie es die spanische Kandidatur war. Welches immer seine Hintergedanken gewesen sein mögen, als er sie betrieb — und irgendwelche uneingestandenene Zwecke wird er wohl damit verfolgt haben —, den Krieg dadurch heraufzubeschwören, ist seine Absicht nicht gewesen. Wir wissen es ja schon: Krieg wollte er überhaupt nicht, und hätte er ihn gewollt, er hätte ihn 1867 und später haben können aus einem viel geeigneteren Anlaß. Die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund oder irgend eine ähnliche Maßregel hätte einen zehnmal besseren Kriegsgrund abgegeben als eine rein dynastische Frage wie der Ehrgeiz eines kleinen deutschen Prinzen, der die Nation nichts anging.

Daß er den Krieg nicht wollte, bewies Bismarck auch jetzt durch sein Verhalten. Auf Gramonts Drohrede vom 6. Juli hätte der Gegenhieb ohne Säumen niedersausen dürfen, und Bismarck hat in der Tat daran gedacht, sofort nach Berlin zu eilen, den Reichstag zu berufen, Kriegskredite zu fordern. Aber er besann sich eines andern. Er ließ den hingeworfenen Handschuh liegen, ließ es zu, daß Benedetti mit dem König in Ems über die Zurücknahme der spanischen Kandidatur verhandelte, und blieb selbst in Varzin.

Den Gang der Verhandlungen kennt man. Vor der Aussicht, die sich enthüllte, wich das Haus Hohenzollern zurück. Einen blutigen Krieg zu verursachen, war ihnen die spanische Krone nicht wertvoll genug, und so erklärte zuerst der Vater des Prinzen in dessen Namen, dann dieser selbst den Verzicht. Die Angelegenheit hätte beendet sein können und müssen, wenn es den Franzosen nur darum zu tun gewesen wäre, zu verhindern, daß ein preußischer Prinz den Thron Karls V. bestiege. Sie hätten doppelt zufrieden damit sein können, da der Eindruck nicht zu leugnen war, Frankreich habe den Rücktritt des Prinzen durch Drohungen erzwungen. Wenn also die Kandidatur eine preußische Intrige war, wie man in Paris behauptete, so war ihr Fallenlassen eine diplomatische Schlappe für Preußen und für Bismarck. Das war es, was dieser am meisten fürchtete: den Eindruck, daß Preußen